

Beilage zum Gutzthaler No. 36.

Samstag den 6. Mai 1865.

Kronik.

Stuttgart, 2. Mai. Eine gestern unter dem Vorsitze des Abgeordneten Eberhard hier zusammengetretene Versammlung von Müllern aus allen Theilen des Landes beschloß die Gründung einer freien Genossenschaft und setzte zu Wahrung der allgemeinen Berufsinteressen ein aus 7 Mitgliedern bestehendes Comité nieder. Einwirkung auf eine gesetzliche Regelung der Stellsfallen bei Fabrikanlagen und der Bewässerungsfrage überhaupt, so wie auf Abschaffung der lästigen Controle beim Malzschroten wurden vorerst als dessen Hauptaufgaben bezeichnet. In letzterer Beziehung wurde namentlich auf Baden hingewiesen, wo statt einer Malz- eine Kesselsteuer besteht, welche den berührten Uebelstand vermeidet. Auch soll das Comité darauf hinzuwirken suchen, daß die bevorstehende allgemeine deutsche Müllerversammlung längstens im Monat August abgehalten werde, um einen zahlreichen Besuch Seitens der württembergischen Müller zu ermöglichen.

Heubach, 1. Mai. Am gestrigen Sonntag Nachmittag um 2 Uhr brach zu Bartholomä auf dem Altbuch eine schreckliche Feuersbrunst aus. Der Wind trieb die Funken auf die dürreren Strohdächer und es fing in einer halben Stunde überall zu brennen an. 40 Gebäude standen Abends 5 Uhr im Brand, darunter die schöne katholische Kirche, das städtische Schul- und Rathhaus, die Sonnenwirthschaft, die Zehntschener, das Haus des Schultheißen; dazu kamen später noch 18 Häuser. Die aus der Kirche und dem Schulgebäude herausschlagenden Flammen waren eifliche Stunden hindurch schauerlich großartig. Zum Wassermangel gesellte sich Anfangs der Mangel an Feuersprizen. Auf den Dreiwiesen lagen Hausgeräte in buntester Mischung, standen laut jammernde Kinder und Weiber, das Vieh lief umher. Es war ein trauriger Anblick; 64 Familien sind obdachlos, ohne Geld, ohne Nahrung, ohne Futter fürs Vieh. Der evangelische Schullehrer Burkhardt rettete nichts; er verlor seine Baarschaft von etwa 100 fl., die der sparame Mann auf seine Hochzeit in den nächsten Wochen hergerichtet hatte, alle Kleider und Bücher, zum Theil werthvolle neue Werke und Klassiker. Der katholische Schullehrer Steiner konnte nur einen kleinen Theil seiner Habe flüchten, der sehr arme Provisor Braun nicht einmal eine Kappe. Der Brand wurde, wie es heißt, dadurch verursacht, daß ein Gähriger Knabe einen Bund Stroh anzündete. Auch 1845 wurde diese Gemeinde von einem verheerenden Brandunglück heimgesucht, dessen Wunden ökonomisch noch nicht verschmerzt sind. Es fehlt dem armen Orte an einer entsprechenden Markung. Wohlthätige Gaben sind hier sehr am Plage.

Die Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins bütet im Merkur vom 4. d. Mts. um Beiträge zur Vinderung des schweren Unglücks.

Miszellen.

Der Pabst in Wien.

(Von Georg Horn.)

(Fortsetzung.)

Um Gutes wirken zu können, glaubte der Kaiser keiner fremden Gewalt erlauben zu dürfen, sich neben der seinigen einzubringen. Der Pabst war ihm nur der Mittelpunkt der Einheit der Kirche, nur bestimmt, die Glaubenslehre rein und gleichförmig zu erhalten. Wie aber diese Lehre dem Volke vorzutragen sei, um dasselbe sittlich zu bilden und zu veredeln, das gehörte nach des Kaisers Ueberzeugung zum Amte des Regenten, ebenso wie die Befugniß, die Geistlichen anzustellen, ihre äußern Verhältnisse zu bestimmen und sie in Zucht und Ordnung zu halten. Joseph ging aber noch weiter. Er befahl, alle und jede Orden beiderlei Geschlechts, die nicht irgend eine der Religion oder der Gesellschaft nützliche Bestimmung hätten, sollten aufgehoben und das Vermögen derselben sollte eingezogen werden. Man würde im großen Irrthum sein, wollte man glauben, der Kaiser habe sein Volk von seiner Religion abwendig machen wollen. Er war der beste, gläubigste Katholik und so wollte er durch diese Verfügungen auch nur die ächte Religiosität befördern. Er stiftete eine Menge neuer Pfarren und Schulen, errichtete Seminarier, um gute Pfarrer und Schullehrer zu erziehen, Armen- und Krankenhäuser wurden angelegt oder verbessert und zu diesen neuen Einrichtungen wurde das Vermögen der aufgepöbten Klöster verwendet. Ferner befahl der Kaiser, daß alle von Rom eingehenden Verfügungen vorher den weltlichen Behörden sollten eingereicht werden, und daß Dispensationen in Ehesachen, vom Fastengebot nicht mehr in Rom, sondern bei den Bischöfen des Landes nachgesucht werden sollten.

Der römische Hof war von diesen Neuerungen auf das Tiefste erschüttert. Die Generale aller Orden drangen eifrig darauf, daß der Pabst so ungebührlichen Annahmen eines der höchsten Autorität der Kirche widerstrebenden Monarchen mit allem Ernste sich widersetzen möge, und hiemit war der uralte Kampf zwischen Kaiser und Pabst, zwischen weltlicher und kirchlicher Macht wieder von Neuem entbrannt, ein Kampf, der schon so viel Blut und Leben gekostet, durch den die edelsten Kräfte erlahmt, die höchsten nationalen Ziele verloren waren.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß Pius VI. aus dem adeligen Geschlechte der Braschi aus Cesena im Kirchenstaate. Er war der Nachfolger des großen Ganganelli, der als Clemens XIV. durch weise Mäßigung und Nachgiebigkeit das Ansehen des römischen Stuhles von Neuem befestigt hatte. Sein Nachfolger befaß weder die Einsicht noch die Tugenden seines Vorgängers. Wohl nahm er durch seine äußere Erscheinung, durch eine eigenthümliche Grazie und Würde für sich ein und bei den Frauen hieß er darum nur „der schöne Pabst.“ Je kleinlicher dieser Mann in der Sorge für seine äußeren Vorzüge war, die er in schönem Lichte zu zeigen bemüht war, desto weniger war er geneigt, den behaupteten Rechten des Oberhauptes der Kirche auch nur in kleinen Dingen das

Mindeste zu vergeben. Pius suchte zuerst durch Vorstellungen seines Nuntius Garumpi in Wien, dann durch eigene Schreiben den Kaiser zu bewegen, seine Neuerungen einzustellen, allein der erste Staatskanzler Fürst Kaunitz behauptete, daß der Kaiser nichts thue, als was in seinen landesherrlichen Rechten begründet sei; ähnliches antwortete der Kaiser auch in seinen Briefen an den Pabst, die mit aller Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche abgefaßt waren, aber den unwandelbaren Entschluß zu erkennen gaben, daß der Kaiser dem Oberhaupte nicht die mindeste Gewalt in Dingen einzuräumen willens war, welche anzuordnen allein dem Regenten zustanden. Trotzdem das heilige Collegium dem Oberherrn rieth, in dieser Angelegenheit dasjenige aus Gefälligkeit zuzusehen, was man doch nicht als Recht gegen die weltliche Macht behaupten könne, in Erinnerung an die Worte des staatsklugen Benedikt XIV.: „Ich freue mich, wenn die weltlichen Mächte mich noch um dasjenige bitten, was mir zu nehmen ich ihnen nicht wehren kann,“ so hielt es Pius VI. doch für seiner Ehre nachtheilig, wenn unter ihm die Würde und Hoheit des Oberhauptes der Kirche so sehr geschmälert würden, und er faßte daher einen Entschluß, der allgemeine Verwunderung hervorrief, er wollte selbst zum Kaiser reisen und ihn zu andern Gesinnungen bekehren. Trotz des Ab Rathens der Cardinäle, einen so wichtigen, seine Würde herabsetzenden Schritt nicht zu thun, blieb der Pabst bei seinem Entschlusse und kündigte in einem Briefe dem Kaiser seinen Besuch in Wien an.

(Fortsetzung folgt.)

Dreierlei Wünsche.

Manche Menschen sind gar zu bösslich, und vergeben sich dadurch all ihr Ansehen. So sagte einmal ein überaus feiner Franzose zu einem Engländer: „Wenn ich nicht ein Franzose wäre, so wünschte ich ein Engländer zu sein.“ Der Engländer erwiderte trocken: „Und ich, wenn ich nicht ein Engländer wäre, so würde ich wünschen — einer zu sein.“ Liegt in diesen beiden Aussprüchen nicht die oft übertriebene Artigkeit des Franzosen und das Selbstgefühl, so wie die strenge Wahrheitsliebe des Engländers ausgedrückt? Noch vor wenigen Jahren hätte ein Deutscher, der dabei gewesen wäre, gesagt: „Und ich — ich möchte ein Franzose oder ein Engländer sein.“ — Das ist Gottlob jetzt anders. Jetzt haben wir einsehen gelernt, daß wir selber auf uns etwas halten müssen, wenn wir es zu etwas bringen wollen. Wer sich nicht selbst achtet, dem geschieht recht, wenn ihn auch Andere nicht achten. Wird ein guter Sohn die Fehler seines Vaters aufdecken? Lies einmal in der Bibel die Geschichte von den Söhnen Noah's durch. Wenn uns Deutschen auch noch Vieles fehlt, was andere Nationen haben; wenn auch noch Vieles im Vaterlande anders werden muß, bis jeder mit gerechtem Stolz sagen darf: „Ich bin ein Deutscher!“ so liegt doch in uns ein so tüchtiger Kern, daß wir es zu Großem bringen können, wenn wir nur recht wollen, und uns selber aufrecht erhalten. Und gerade, weil uns von so vielen Seiten so hart mitgespielt wird, verdienen wir um so mehr Achtung, daß wir den Kopf noch oben behalten und vorwärts dringen.

Das betannte K a p e n k r a u t wird als ein probates Mittel gegen epileptische Krämpfe empfohlen. Es wird dem Patienten entweder Thee davon gegeben oder die Pflanze stark gerieben und zum Einathmen des starken Geruchs unter die Nase gehalten.

(Ein Heirathsverein.) Es wird gegenwärtig in Wien ein derartiges Institut organisiert, welches dem in Stettin bestehenden Heirathscollegium nachgebildet ist. Jede eintretende Person zahlt fünf Gulden zum Fond; heirathet Jemand aus der Gesellschaft, so zahlt jedes Mitglied einen Gulden und wird ein Kapital von 500 bis 1000 fl. in vier Wochen nach der Verheirathung ausbezahlt. Die ausgeheuerte Person muß zuvor aber ein neues Mitglied schaffen.

Woher kommt die Sitte, die Leute in den April zu schicken. Sie soll auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 aufgekommen sein. Damals wurde von der deutschen Nation sehr viel Geld für den Türkenkrieg gefordert. Es sollte dazu das Münzwesen neu regulirt werden. Da man aber vor anderen wichtigen Geschäften nicht dazu kommen konnte, setzte man einen besonderen Münztag auf den 1. April an. Es wurden darauf viele Speculationen gemacht und die Geldleute von ganz Europa fanden sich in Augsburg ein, sahen sich aber getäuscht und mußten die Reise, und Zehrungskosten noch obendrein ans Bein streichen. Seit jener Zeit sind die Narren am 1. April nicht ausgefordert.

(Dein und Mein.) Dieser Tage machte ein vom Telegraphisten falsch überfertigter Buchstaben einen großen Schrecken. Die Sache ist keine Anekdote, sondern ein wirklicher Vorfall. Eine telegraphische Depesche zeigte nämlich von Mainz nach Erlangen den Tod des Herrn Joseph Striegler in Mainz in folgender Weise an: „Hiermit die traurige Nachricht, daß heute Nacht Dein Schwiegervater gestorben ist. Beerdigung Morgen Nachmittag.“ Der Empfänger, welcher zufällig eine Mainzerin zur Frau hatte, vermochte Letztere nicht von der Reise nach Mainz abzuhalten, um ihren Vater nochmals als Leiche zu sehen. Als die arme Frau schluchzend in ihr elterliches Haus trat, kam ihr der Vater frisch und munter entgegen. Der Absender, Schwiegersohn des Herrn Joseph Striegler, hatte an den Erlanger Empfänger, einen Vetter des Herrn Joseph Striegler, telegraphiren wollen: „Hiermit die traurige Nachricht, daß heute Nacht mein Schwiegervater gestorben ist.“ Durch ein Versehen las der Erlanger Telegraphist „Dein“ statt „mein.“

Der Einfluß der Hörner auf die Milch der Kühe ist noch nicht genug gewürdigt. Umsichtige Landwirthe, welche Milchkuhe kaufen, wählen stets solche aus, die feine und kleine Hörner haben, weil diese in der Regel die besseren sind. Auf diese Erscheinung fußend, hat man Versuche gemacht, den Kühen die Hörner abzunehmen und der Erfolg hat bewiesen, daß die Voraussetzung richtig war. Die hornlosen Kühe gaben bei gleichem Alter, gleichem Futter zc. 18—19 Liter, ja 14 Tage nach dem Kalben 24½ Liter Milch, während die mit Hörnern nur 12—13 Liter gaben, also im Mittel 3—4 Liter weniger täglich. Die Zeit, während welcher die Kuh im Jahre Milch gibt, zu 238 Tagen gerechnet, würde die Mehrproduktion an Milch der Kühe ohne Hörner mindestens 700 Liter oder 465 Maas betragen. Dabei hat sich gezeigt, daß die Milch von hornlosen Kühen reicher an Rahm und Käsestoff ist als die andern. Endlich zeigen die Thiere, bei denen man das Wachstum der Hörner unterdrückt, viel zahlreichere und sanftere Naturen (Milch der frommen Denkart) als die anderen, was sie wieder empfänglich für die Mastung macht (gerade wie bei Menschen sans comparaison).

